

Rezensionen

Peter Balakian: **The Burning Tigris. The Armenian Genocide and America's Responses**

New York NY: Harper Collins 2003,
475 Seiten, gebunden, \$ 26,95, EUR 24,90
(ISBN 0-06-019840-0)

Merrill D. Peterson: **»Starving Armenians«. America and the Armenian Genocide, 1915-1930 and After**

Charlottesville VA/London: University of Virginia Press 2004, 199 Seiten, Leinen,
\$ 24,95, EUR 23,50 (ISBN 0-8139-2267-4)

Jay Winter (Hg.): **America and the Armenian Genocide of 1915**

Cambridge: Cambridge University Press
2003, 332 Seiten, gebunden, \$ 45,00, EUR
41,50 (ISBN 0-521-82958-5)

Der Völkermord an den Armeniern in der osmanischen Türkei jährt sich 2005 zum 90. Mal. Bis heute wird das Ereignis von der Türkei, dem Nachfolgestaat des Osmanischen Reichs, geleugnet – und dies, wie jüngst im Kontext der Diskussionen um die Aufnahme von Verhandlungen mit der Türkei über einen EU-Beitritt deutlich wurde, mit einigem Erfolg. Sicherlich ist die Tatsache der Deportationen der Jahre 1915/16 unter seriösen Wissenschaftlern heute unbestritten. Doch wird die wissenschaftliche Aufarbeitung der Ereignisse, so der Phasen, Prozesse und der Systematik der Verfolgungs- und Vernichtungsmaßnahmen, durch die Republik Türkei massiv behindert. So gibt es bis heute keinen freien Zugang zu den Dokumenten in türkischen Archiven. Zudem ist es der türkischen Leugnungspolitik gelungen, in den wissenschaftlichen Diskursen über die Deportations- und Vernichtungspolitik apologetische und relativistische Argumentationslinien zu etablieren, die – abgesehen von Versuchen, das Ereignis und seine Dimension vollständig zu »widerlegen« – häufig nach dem Argumentationsschema eines »Ja – aber« funktionieren: Deportationen hätten zwar stattgefunden, sie seien aber entweder das Ergebnis eines inter-ethnischen Konfliktes oder Schutzmaßnahme im Kontext des Ersten Weltkriegs zur »Befriedung« einer inneren Front oder – mit einem impliziten Frustrations-Agressionsmodell – die Folge eines

durch den inneren Verfall und die territorialen wie ökonomischen Begierden Rußlands und der westeuropäischen Großmächte ausgelösten kollektiven Minderwertigkeitskomplexes der Türken gewesen.

Betrachtet man die seriösen Untersuchungen zum Völkermord an den Armeniern, so fällt auf, daß nicht allein die ideologische Vorbereitung des Genozids nur wenig systematisch untersucht worden ist, sondern auch die Verwicklung der Großmächte in die jungtürkische Politik und ihre Reaktionen auf die Nachrichten über die Vernichtungsmaßnahmen. Auf das zuletzt genannte Desiderat versuchen nun gleich drei Publikationen zu antworten, die sich jedoch bemerkenswerterweise nicht der europäischen Großmächte annehmen, sondern die Reaktionen der Vereinigten Staaten von Amerika fokussieren. Die beiden Monographien von Peter Balakian und Merrill D. Peterson sowie der von Jay Winter herausgegebene Sammelband konstatieren dabei enge Verbindungen der Geschichte der Armenier seit dem frühen 19. Jahrhundert und insbesondere seit der Massakerpolitik Sultan Abdul Hamids II. in den Jahren 1894/95 mit der Geschichte Amerikas.

Das gut 200 Seiten umfassende Essay von Merrill D. Peterson, ehemals Professor für Geschichte an der University of Virginia, bietet einen leicht lesbaren, allerdings auch wenig systematischen und kaum vertiefenden Überblick über die armenisch-amerikanischen Interrelationen vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis 1930 und das Fortwirken dieser Verbindungen bis heute, das, so Peterson, durch die große armenische Diasporagemeinschaft in den USA zu begründen sei, die nach der Erfahrung von Vertreibung und Völkermord in den Vereinigten Staaten entstand. Petersons Überlegungen setzen mit der Ankunft Henry Morgenthau als Botschafter der Vereinigten Staaten im Osmanischen Reich und seinen ersten Berichten an den amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson über die beginnende Vernichtungspolitik ein. Nach einer kurzen Darstellung des Genozids in den Jahren 1915/16 und den bis 1923 fortgesetzten Vertreibungen thematisiert Peterson insbesondere das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu der nach 1918 gegründeten, kurzlebigen Republik

Armenien. Die Zurückweisung eines amerikanischen Schutzmandats über den neu gegründeten armenischen Staat durch den amerikanischen Kongress bewertet Peterson als einen Verrat am armenischen Volk, das so den neuen türkischen Machthabern und der Sowjetunion ausgeliefert worden sei. Gerade aufgrund dieses Versagens einerseits, aber andererseits auch aufgrund der umfangreichen Hilfsmaßnahmen für armenische Überlebende, die armenische Missionare initiiert hätten, so Petersons Resümee, würden die USA heute eine besondere Verantwortung für die armenische Geschichte tragen. Die armenische Erfahrung, so sein Plädoyer, müsse daher einen festen Platz in der amerikanischen Erinnerungskultur erhalten.

Trotz zahlreicher thematischer Parallelen ist der von dem an der Yale Universität lehrenden Historiker Jay Winter herausgegebene Sammelband *America and the Armenian Genocide of 1915* anders gewichtet: Im Mittelpunkt stehen weniger Aspekte der amerikanischen Politik nach 1923, sondern vielmehr die unmittelbaren Reaktionen auf die jungtürkische Vernichtungspolitik in der amerikanischen Öffentlichkeit und Politik. Die Beiträge des Bandes gehen auf eine Konferenz zum Thema *The American Responses to the Armenian Genocide* vom September 2000 zurück. Ein erster, drei Beiträge zusammenfassender Teil beschäftigt sich allerdings keineswegs mit den Reaktionen der Vereinigten Staaten auf die Genozidpolitik, sondern versucht, den Völkermord selbst analytisch anzunähern und theoretisch zu reflektieren. Dabei sind alle drei Beiträge dieses ersten Teils in verschiedener Hinsicht höchst problematisch. Der erste Artikel von Martin Gilbert versucht, den Genozid an den Armeniern in einer Geschichte der Völkermorde im 20. Jahrhundert einzuordnen, wobei das angewendete Verfahren rein additiv ist: Gewaltakte und Opferzahlen werden quasi-statistisch aufgelistet, Gewalt- und Tötungsmaßnahmen in eine arg verkürzte und simplifizierte Gewaltphänomenologie gefaßt. Eine Analyse der Intentionen und Motive der Täter oder eine vergleichende Analyse der gesellschaftlichen Strukturen der jeweiligen Gesellschaften, der homogenisierenden Ideologien oder der Stigmatisierungs- und Ausschließungsprozesse

sucht der Leser dagegen vergeblich. Statt dessen erscheint »Genozid« als ein kontextloses und letztlich auch täterloses Epochenphänomen des 20. Jahrhunderts.

Der Herausgeber Jay Winter, der insbesondere mit Arbeiten zum Ersten Weltkrieg hervorgetreten ist, geht hinsichtlich einer Kontextualisierung des Völkermords von 1915/16 deutlich weiter als Gilbert: Winter versucht, den Genozid an den Armeniern im Kontext des ersten totalen Kriegs zu verorten, um darauf aufbauend Genozid als ein Element totaler Kriegführung zu typisieren. Diese Typisierung träfe gleichermaßen auf die beiden großen Genozide der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu: den Völkermord an den Armeniern und die Shoah. Abgesehen von der Problematik, daß diese Typisierung letztlich bestimmte Argumentationslinien zumindest der jungtürkischen Täter wiederholt und somit schlicht die Legitimationslinien der Täter mit ihren Intentionen und Motiven gleichsetzt bzw. verwechselt, werden durch diese Typisierung die gesellschaftlichen Kontexte einer Genozidpolitik vollständig ausgeblendet, wenn nicht negiert. Sicherlich ist die Beobachtung nicht falsch, daß die Vernichtung einer Bevölkerungsgruppe unter den Bedingungen des Krieges möglicherweise leichter zu legitimieren und zu verwirklichen ist, wobei allerdings nicht übersehen werden sollte, daß Genozid und Krieg hinsichtlich der Motivationen und Strukturen als zwei grundsätzlich verschiedene Gewaltpolitiken einzuschätzen sind. Die Subsumierung der Politik des Genozids als Element totaler Kriegführung trägt somit weniger zur Erhellung als zur Verwässerung analytischer Genauigkeit und letztlich sogar zur Relativierung von Völkermord als einer intendierten Politik bei. Die Tragfähigkeit seines Modells stellt Winter im übrigen implizit selbst in Frage, wenn er den staunenden und zugleich konsternierten Leser mit der Feststellung entläßt, daß nicht alle Genozide der Geschichte im Kontext totaler Kriege vollzogen worden seien und auch nicht jeder totale Krieg zwangsläufig zum Genozid führen müsse. Welche Relevanz seine ohnehin fragwürdige Typologie daher letztlich haben könnte, wird somit wohl Jay Winters Geheimnis bleiben.

Im dritten und mit 51 Seiten umfangreichsten Artikel des ersten Teils versucht schließlich Vahakn Dadrian eine Gesamtinterpretation des Genozids an den Armeniern, wobei er allerdings wenig Neues gegenüber seinen früheren Arbeiten zu diesem Thema anzubieten hat. Dadrian wiederholt seine These, daß der Genozid letztlich als Ergebnis eines eskalierenden interethnischen Konfliktes zu lesen sei, der unter den Bedingungen des Krieges zur Vernichtung der nicht-dominanten durch die dominante ethnische Gruppe geführt habe. Dadrian liest den Genozid also als Endpunkt einer Eigendynamik von Konfliktkonstellationen und läßt die ideologischen und motivationalen Grundlagen der jungtürkischen Genozidpolitik weitestgehend außer acht. Ähnlich wie Winter, der Genozid als das Nebenprodukt einer anderen Gewaltstruktur, des Krieges, beschreibt, wird Genozid bei Dadrian zu einer Extremform der Konfliktlösung.

Insgesamt müssen diese Versuche einer theoretischen und historisch verortenden Interpretation des Genozids von 1915/16 als höchst unbefriedigend angesehen werden. Stellenweise begeben sie sich in eine bedenkliche Nähe zu bestimmten Argumentationslinien der türkischen Leugnungspolitik.

Nach diesem weit hinter den eigenen Ansprüchen zurückbleibenden »theoretischen« Teil finden sich in den folgenden Einzelstudien, die dezidiert die zeitgenössischen amerikanischen Reaktionen auf die Nachrichten über die Vernichtungspolitik auf unterschiedlichen diskursiven und politischen Ebenen gewidmet sind, eine Reihe differenzierter und instruktiver Überlegungen. Die Artikel von John Milton Cooper Jr. und Lloyd E. Ambrosius untersuchen die Haltung des amerikanischen Präsidenten Wilson, sein Zögern, ein amerikanisches Mandat für die Republik Armenien zu etablieren, und schließlich sein Zurückweichen in dieser Frage. Die Handlungsmuster des amerikanischen Präsidenten werden dabei insbesondere vor der lange Zeit für die US-Außenpolitik gültigen Direktive der »splendid isolation«, der Nicht-Einmischung geprüft. Vor derselben Folie diskutiert Donald Ritchie die Behandlung der »Armeniermassaker« im amerikanischen Kongress und legt dar, daß die Vernichtungsmaßnahmen einen breiten Raum

im politischen Bewußtsein der USA eingenommen hätten, die Bereitschaft zur Intervention aber als recht verhalten, zumindest ambivalent einzuschätzen sei: Während einerseits die Aufnahme von Überlebenden in die Vereinigten Staaten erleichtert, ja forciert worden seien, wurde zugleich die Erwägung einer Intervention zur Beendigung der Maßnahmen zurückgewiesen. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Rouben Paul Adalian, der sich detailliert mit der Korrespondenz amerikanischer Diplomaten während des Genozids auseinandersetzt. Nicht zuletzt, so das Resümee der Autoren, werde auch die Ablehnung einer Kriegserklärung der Vereinigten Staaten an das Osmanische Reich aus dieser ambivalenten, von traditionellen Mustern amerikanischer Außenpolitik bestimmten Haltung verständlich.

Weitere Artikel befassen sich mit den öffentlichen Diskursen über die Vernichtung der Armenier. Thomas Leonards Analyse der amerikanischen Medienberichterstattung zeigt, daß die amerikanische Presse detailliert über die Deportationen und Ermordungen berichtete und so zur Mobilisierung einer breiten Öffentlichkeit in den USA beitrug, die für eine Beendigung der Vernichtungsmaßnahmen eintrat. Peter Balakian zeichnet dies anhand der Position führender amerikanischer Intellektueller nach, wobei seine Darstellung sich allerdings in einer weitgehend unproblematisierten Collage pro-armenischer Zitate erschöpft. Dies wird insbesondere dort fragwürdig, wo Balakian Ezra Pound als Anwalt der armenischen Sache einführt, ohne dessen Antisemitismus und späteres Engagement für den italienischen Faschismus zu thematisieren. Gerade anhand der Figur Ezra Pounds hätte sich eine Problematisierung der gesellschaftlichen Rolle und Verantwortung des Intellektuellen angeboten, wenn nicht zu Gebote gestanden.

Die darstellenden Beiträge lassen eine Diskrepanz deutlich werden zwischen öffentlicher Anteilnahme und eingefordertem Engagement für die armenischen Opfer und gegen die jungtürkische Politik einerseits und der zögerlichen Haltung der amerikanischen Politik andererseits, die sich nicht zu einer Kriegserklärung gegen die Türkei oder zur Übernahme eines Mandats für den ost-armenischen Staat nach 1918 entschließen konnte. Leider wird

eine Analyse dieses augenfälligen Mißverhältnisses von keinem der Autoren vertieft. Die einzelnen Artikel stellen somit zwar bemerkenswerte Detailstudien dar, lassen jedoch den Versuch einer Synthese vermissen bzw. überlassen die Synthese dem Leser – oder dem Buch *The Burning Tigris. The Armenian Genocide and America's Response* von Peter Balakian.

Balakian, Lyriker und Professor für Literatur an der Colgate University in Hamilton NY, ist insbesondere durch sein Buch *Die Hunde vom Ararat. Eine armenische Kindheit in Amerika* (2000, zuerst engl. 1997) bekannt geworden. In *The Burning Tigris* werden sämtliche, in den beiden anderen Büchern thematisierten Aspekte angesprochen, weitergeführt, kommentiert und schließlich – unterschiedliche Themen, Motive und Erzählstränge kunstvoll verbindend – zusammengeführt. Die Arbeit ist zugleich von strenger Wissenschaftlichkeit, persönlich-reflexivem Essay und großer literarischer Erzählkunst geprägt. Immer wieder werden Quellen – Dokumente und Zeitungsberichte – sowie Erzählungen von Überlebenden in den Text eingeflochten. Thematisch greift Balakian dabei über die Darstellungen der beiden anderen Bände hinaus: So betrachtet er nicht ausschließlich die amerikanischen Reaktionen auf den Genozid von 1915/16 und die Folgezeit, sondern beginnt seine Erörterungen mit der Massakerpolitik der 1890er Jahre und dem Massaker an der armenischen Bevölkerung in Adana 1909. Parallel erörtert Balakian den Einsatz amerikanischer Diplomaten sowie das Verhalten der politischen Entscheidungsträger. Balakian vermag zu zeigen, daß die Nachrichten über die Deportation der Armenier in den Vereinigten Staaten zwar zu einer Hinterfragung gültiger politischer Handlungsmuster führte, diese jedoch letztlich – auch aufgrund von Interessenlagen – stabil blieben. Am Beispiel der zeitgenössischen amerikanischen Diskussionen über die Vernichtung der Armenier werden die Möglichkeiten einer Einflußnahme der öffentlichen Meinung auf politische Entscheidungen nachgezeichnet – sowie die Grenzen dieser Einflußnahme. Im Schlußkapitel seines Buches skizziert Balakian exemplarisch anhand der amerikanischen Nachkriegspolitik eindrucksvoll eine Komplizenschaft der westlichen Nationalstaaten mit

der Leugnungspolitik des NATO-Staates Türkei: Resolutionen zur Anerkennung des Genozids an den Armeniern durch den amerikanischen Kongress wurden aufgrund außenpolitischer Interessenlagen vom Weißen Haus zurückgewiesen. Hier, so Balakian, finde das Versagen der amerikanischen Politik in der »armenischen Frage« seine Fortsetzung, das sich von den 1890er Jahren über die ausbleibende Bereitschaft zur Intervention 1915/16 und die Ablehnung eines Mandats für die Armenische Republik nach 1918 gezeigt habe.

Insgesamt weisen die drei Publikationen ein sehr disparates Bild auf: Während detailliert und unnachgiebig Einzelaspekte der US-Amerikanischen Rezeption des Völkermords an den Armeniern, seiner politischen Implikationen und (ausgebliebenen) Konsequenzen nachgezeichnet werden, vermeiden die Autoren – mit Ausnahme von Balakians engagiertem Werk – eine synthetisierende, kommentierende und letztlich auch wertende Analyse. Dennoch ist der Versuch, die Verantwortung der Großmächte, ihre Handlungsoptionen und ihr Versagen am Beispiel der Vereinigten Staaten zu thematisieren, nicht hoch genug einzuschätzen. Es wäre wünschenswert, daß auch die Frage nach der Verantwortung der anderen Großmächte wissenschaftlich beantwortet würde. Insbesondere eine Untersuchung der Bedeutung Deutschlands für die ideologische Vorbereitung, die Planung und Durchführung des Völkermords an den Armeniern ist – nicht allein aufgrund der Bündnispartnerschaft mit dem Osmanischen Reich im Ersten Weltkrieg – eigentlich längst überfällig.

Medardus Brehl, Bochum

Thomas Casagrande: **Die volksdeutsche SS-Division »Prinz Eugen«. Die Banater Schwaben und die nationalsozialistischen Kriegsverbrechen**

Frankfurt am Main/New York NY: Campus Verlag 2003, 368 Seiten, broschiert, EUR 39,90, sFr 69,40 (ISBN 3-593-37234-7)

Täterforschung, wie sie beispielsweise in den Arbeiten von Christopher Browning oder auch der kontrovers diskutierten Studie von Daniel Goldhagen unter anderem über das Polizeiba-

taillon 101 erfolgte, ist in den letzten Jahren zu einem Schwerpunkt der Nationalsozialismusforschung geworden. Explizit als solche konzipiert wurde die Täterforschung dabei in jüngster Zeit insbesondere von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann.

Weitgehend unbeachtet blieb bislang die besondere Rolle der volksdeutschen Soldaten des Nationalsozialismus, wie Thomas Casagrande, der Autor der Studie *Die volksdeutsche SS-Division »Prinz Eugen«*, zu Recht konstatiert. Der Einsatz Volksdeutscher wurde zumeist nur unter dem quantitativen Aspekt der Ausdehnung der Waffen-SS vom Elite- zum Massenheer, nicht jedoch unter den qualitativen Gesichtspunkten der Bildung nahezu ausschließlich volksdeutsch zusammengesetzter Formationen betrachtet. Ferner fehlte bisher auch eine »fundierte Divisionsgeschichte« der siebten Waffen SS-Division »Prinz Eugen«, und das, obschon ihr hinsichtlich der Einrichtung regionaler Kampforganisationen für den Einsatz im heimatnahen Bereich eine Vorbildfunktion zugeschrieben werden kann. Denn gerade mit der Aufstellung der »Prinz Eugen« verwarf die SS-Führung das bis dato getätigte Vorgehen, angeworbene Freiwillige primär zur Ergänzung bestehender Formationen heranzuziehen. Die 7. Division stellte den ersten – und später mehrfach kopierten – Versuch dar, eine neue Formation aus einem regional eng begrenzten Raum aufzustellen, und diese insbesondere als Spezialtruppe zur Partisanenbekämpfung in den ihr bekannten heimatlichen Gebieten einzusetzen.

Der Ansatz Casagrandes geht dabei deutlich über den Versuch hinaus, das postulierte Forschungsdesiderat zu schließen. Sein Ziel ist es, exemplarisch am Beispiel der Banater Schwaben aufzuzeigen, daß in Gebieten ethnischer Mischpopulation nach »langen Zeiten friedlicher Koexistenz« Konfliktlinien entlang ethnischer Grenzen aufbrechen können. Dabei geht er davon aus, daß Nachbarschaftskonflikten grundsätzlich Eskalationspotentiale inhärent sind.

Der Autor beklagt das Fehlen einer interdisziplinären Theorie zur Erklärung ethnischer Gruppenbildung und ethnischer Konflikte sowie einen auffälligen Mangel an konkreten Einzelfallstudien. Mit seiner Studie möchte er

deshalb zuvorderst verschiedene Ansätze von Psychoanalyse, Anthropologie und Soziologie zur Erklärung der Wahrnehmung ethnischer Differenzen sowie der daraus resultierenden Abgrenzung miteinander verbinden und die aus diesen theoretischen Überlegungen abgeleiteten Thesen anhand der Geschichte der Banater Schwaben überprüfen.

Mithin möchte er seine Arbeit als engere Verknüpfung von Sozial- und Geschichtswissenschaften verstanden wissen.

Zu Anfang tätig der Politikwissenschaftler Casagrande folglich für eine historische Arbeit ungewöhnliche theoretische Grundüberlegungen über die Rolle der »ethnischen Identität« in der Entwicklung des Menschen, über die Entstehung »ethnischer Kolonien« und daraus resultierende mögliche Vorteile und Gefahren. Seine Kernthese ist hierbei, »dass die Gefühle und Strukturen, die mit der Grenzziehung zwischen Eigenem und Fremden im frühen Kindesalter verbunden sind, die Basis bilden, auf der [...] die ethnische Identität aufbaut. Die [...] Organisationsformen ethnischer Gruppen erhalten und reproduzieren die damit verbundenen ethnischen Differenzen. Dieser Prozeß kann durch verschiedene Einflüsse [...] vermindert oder verschärft werden.« (S. 18)

Auf einem solchen Verständnis ethnischer Identität aufbauend – als »gefühlte«, quasi-natürliche Beziehung einerseits, als grundsätzliche Exklusionsbeziehung andererseits (also unter Vernachlässigung der soziohistorischen Entwicklung des Konstrukts »ethnische Identität«) –, versucht Casagrande die Geschichte der Banater Schwaben zu erörtern: Die Ausbildung der eigenen ethnischen Identität als Hilfsmittel für die frühen Kolonialisten in der neuen, fremden Heimat, die Überwindung dieser Differenzen durch die Annäherung und Akkulturation an die magyrisch geprägte Umgebung und schließlich die Abkehr von der identitätsbedrohenden, zwangsassimilierenden jugoslawischen Gesellschaft.

Im Hauptteil der Arbeit behandelt Casagrande die Geschichte der Banater Volksdeutschen während der nationalsozialistischen Besetzung Jugoslawiens und »ihre« SS-Division »Prinz Eugen« als Eskalation eines »ethnischen Konfliktes«. Denn, so folgt er der oben angesprochenen Kernthese: »Gipfelt der Konflikt in

einem ethnischen Krieg, so schafft dieser eine Wirklichkeit, in der das Eigene vom Fremden bedroht wird. Das Fremde wird zum »wirklichen« Bösen« (S. 18). Einen besonderen Schwerpunkt der Untersuchung legt er auf die Eskalation im Rahmen der Partisanenbekämpfung – manifestiert nicht zuletzt in den »Sühnemaßnahmen« gegen die Zivilbevölkerung. Das Vorgehen der volksdeutschen SS-Mitglieder gegen ihre ehemaligen serbischen Nachbarn könne nur durch die spezielle Dynamik eines ethnischen Konfliktes erklärt werden. Instrumentalisiert von der nationalsozialistischen Führung, welche die ethnischen Differenzen ganz bewußt – und dies nicht nur im Fall der Banater Schwaben – für ihre Belange einsetzte, übernahmen sie in beispielloser Weise die nationalsozialistische »Phantasmagorie der Reinheit« (S. 347) und verbanden ihr Schicksal unlösbar mit dem des »deutschen Volkes«. Es entstand »eine Realität, die nicht mehr vergehen will« (S. 347). Der Schutz des Eigenen schien nur über die Vernichtung des Fremden erreichbar. Aus dieser Dynamik erklärt Casagrande auch den ungebrochenen Kampfeswillen bis zum Schluß. Das Schicksal der Volksdeutschen Jugoslawiens war an einen deutschen Sieg geknüpft, eine deutsche Niederlage konnte nur die Vernichtung des jugoslawischen Deutschtums mit sich bringen.

Im letzten Abschnitt verdeutlicht er diese Gedanken durch allgemeine Überlegungen zum Ausbau der Waffen-SS. Hier geht es Casagrande insbesondere darum, Unterschiede der Motivation von volksdeutsch aufgestellten SS-Divisionen und Divisionen anderer Ethnien, etwa der bosnischen, albanischen oder baltischen Waffen-SS Divisionen, aufzuzeigen. Während sich Rekrutierungs- und Organisationsstrategien, insbesondere die Instrumentalisierung ethnischer Ängste, häufig gleicheten, zeige sich ein augenfälliger Unterschied zum Zeitpunkt der drohenden Niederlage. Schien die eigene Heimat verloren, legten die ethnisch nicht-deutschen Formationen die Waffen nieder. Den volksdeutschen Soldaten hingegen bot sich das mystifizierte »deutsche Volk« als letzter Fluchtpunkt, so daß sie den Kampf auch nach dem Rückzug aus den eigenen Siedlungsgebieten auf heimatfremdem Gebiet fortführten.

Das selbstgesteckte Anliegen Casagrandes ist es, sowohl »ein[en] sozialwissenschaftlichen Beitrag zur historischen Aufarbeitung der Geschichte der 7. SS-Division 'Prinz Eugen', als auch ein[en] historischen Beitrag zur Bildung einer Theorie ethnischer Konflikte« (S. 23) anzubieten.

Hierbei gelingt die historische Schilderung des Verhaltens der volksdeutschen Siedler im jugoslawischen Raum mehr als das Ziel, die Grundlagen für eine interdisziplinäre Theorie ethnischer Konflikte zu legen. Schwächen bleiben nicht verborgen. Kritisch ist insbesondere das primordiale Verständnis von ethnischen Gruppen und ethnischer Identität anzusehen. Unklar erscheinen insbesondere auch die Überlegungen des Autors zur Vernichtung der serbischen Juden.

Der in Serbien vor allem in der Form von Geislerschießungen praktizierte Mord an den Juden sei, so der Autor, zuvorderst als Reaktion auf serbische Partisanentätigkeit zu sehen und daher hinreichend mit der Theorie des »ethnischen Konfliktes« zu erklären. Denn sowohl für die ausführenden Organe als auch für die volksdeutsche Bevölkerung sei eine Identifikation der Juden mit der Partisanentätigkeit aufgrund des dem Nationalsozialismus inhärenten »eliminatorischen Antisemitismus« (S. 172) schlüssig gewesen. Andere Motive, etwa die bloße Instrumentalisierung der Partisanentätigkeit zur Rechtfertigung des Völkermordes, lehnt er ab. Dabei erwähnt er sogar Täterausagen, welche den Widerspruch – Juden für serbisches Fehlverhalten zu erschießen – klar benennen, erklärt diese aber als wenig aussagekräftig. Auch an anderen Stellen, an denen Casagrande das Verhältnis der Volksdeutschen zu den (wenigen) jüdischen Nachbarn streift, wird nicht klar ersichtlich, inwiefern dies zur Stützung seines Modells paßt.

Die wenig vertiefte Frage der deutschen Politik gegenüber den serbischen Juden ist aufgrund der zeitlichen Differenz, bereits Monate vor der Aufstellung der »Prinz Eugen« zur Bekämpfung der intensivierten Partisanentätigkeit hatten die lokalen deutschen Besatzungsbehörden Serbien »judenfrei« gemeldet, nur ein Nebenaspekt der Studie und daher nur als geringeres Versäumnis zu sehen.

Die theoretischen Probleme, insbesondere die Übernahme individualpsychologischer, tiefenpsychologischer und psychoanalytischer Konzepte zur Erklärung von Gruppenprozessen und die Tendenz zu einer undifferenzierten Kulturanthropologie unter Vernachlässigung mentalitäts- und sozialgeschichtlicher Beziehungen, wiegen deutlich schwerer, so daß der positive Eindruck der historischen Darstellung getrübt bleibt.

Thomas Podranski, Bochum

Birgit Beck: **Wehrmacht und sexuelle Gewalt. Sexualverbrechen vor deutschen Militärgerichten 1939-1945**

Paderborn: Ferdinand Schöningh 2004
(=Krieg in der Geschichte, Bd. 18),
370 Seiten, gebunden, Euro 39,90,
sFr 69,40 (ISBN 3-506-71726-X)

Mit der Ausübung von sexueller Gewalt gegen Frauen in den besetzten Gebieten behandelt die Berner Dissertation von Birgit Beck einen wichtigen und kontrovers diskutierten Aspekt der Geschichte der Wehrmacht und der kriegerischen Gewalt im Zweiten Weltkrieg. Denn spätestens seit dem Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien Anfang der 1990er Jahre steht die These zur Debatte, ob, wann und mit welchen Konsequenzen Massenvergewaltigungen als Bestandteil einer gezielten Strategie zur Terrorisierung des Gegners eingesetzt wurden. Wie die Verfasserin zu Recht hervorhebt, suggeriert der Begriff der »Strategie« in diesem Zusammenhang eine Eindeutigkeit, die man so wohl kaum je empirisch nachweisen kann, da sich in den Quellen kein Masterplan oder genereller Befehl für die Anwendung von Vergewaltigungen als militärisches Instrument finden läßt. Die Anwendung sexueller Gewalt ist vielmehr im komplexen Bedingungsgefüge militärischer Herrschaft und Sozialkultur zu verorten, und zudem möchten die Historiker selbstredend auch gerne wissen, ob man tatsächlich von *Massenvergewaltigungen* sprechen kann.

Zur Operationalisierung des Themas konzentriert sich die Studie auf die »rechtlichen Grundlagen, Mechanismen und Kriterien, die zu einer Strafverfolgung von Sexualverbrechen

während des Zweiten Weltkrieges führten« (S. 326). Dazu wurden in mühevoller Kleinarbeit mehr als 6.000 überlieferte Militärgerichtsakten von 33 Infanterie- und Panzer-Divisionen der Wehrmacht geprüft. Zusammen mit einem anderen Bestand von Verfahrensakten ergaben sich daraus insgesamt als substanzielle Grundlage der Analyse 178 Verfahren wegen Sexualverbrechen mit 232 Urteilen, da in manchen Verfahren mehr als ein Wehrmachtangehöriger angeklagt war (S. 98). Allein diese Relation verdeutlicht die enormen empirischen Probleme, vor denen eine um Versachlichung bemühte historische Analyse steht, wie sie die Verfasserin hier vorlegt. Darüber hinaus wurden Akten verschiedener Truppenkommandos und andere Materialien aus dem Freiburger Militärarchiv ausgewertet. Die Auswertung und Diskussion dieses Materials vor dem Hintergrund der Forschungsdiskussion erfolgt in fünf Abschnitten. Zunächst wird der Leser auf abgewogene und präzise Weise in den Forschungsstand und die historischen und rechtlichen Hintergründe von sexueller Gewalt in modernen Kriegen eingeführt. Sodann werden die Quellenbasis und methodische Überlegungen zur Auswertung von Militärgerichtsakten vorgestellt, welche die spezifische Perspektive und den Kontext dieser Quellengattung erläutern. Nach einem kurzen Abschnitt über das System der Wehrmachtsbordelle werden dann die materiell- und verfahrensrechtlichen Grundlagen der Ahndung von Sexualverbrechen erläutert. Das zentrale Kapitel der Studie widmet sich schließlich dem konkreten Ablauf der militärgerichtlichen Verfahren und den strukturellen und situativen Hintergründen dieser Gewaltform, soweit sie darin aufscheinen (S. 166-325).

Insgesamt wurden in der Wehrmacht bis Ende 1944 laut Ausweis der Statistik nur 5.349 Männer wegen »Sittlichkeitsvergehen« militärgerichtlich verurteilt. Die Analyse fokussiert sich also auf den aktenmäßig überlieferten Ausschnitt einer Form des Gewalthandelns, die mit Gewißheit ein sehr viel größeres Dunkelfeld aufwies, das sich per definitionem aus der Perspektive der Militärjustiz jedoch nicht rekonstruieren läßt. Im Fokus des durch die Justiz erfaßten Hellfeldes, und diese Einschränkung muß man stets im Blick behalten,

werden folgende Konturen sexueller Gewalt sichtbar: die Opfer sexueller Gewalt wurden in der Regel zufällig ausgewählt, in der Nähe der Unterkunft, bei der Einquartierung oder bei Requirierungen. Neben der Tat von Einzelnen gab es auch Gruppenvergewaltigungen, während sich nur sehr wenige Fälle belegen lassen, in denen Soldaten das Opfer ihrer sexuellen Attacke im Anschluß an die Tat töteten. Bemerkenswert ist, daß die betroffenen Frauen häufig bereit waren, die Tat selbst zu melden. Dies geschah in Frankreich in der Regel bei der örtlichen Polizei, in der Sowjetunion bei den Ortskommandanturen oder einem Wehrmachtsdolmetscher. Vor Gericht kam der Aussage des Opfers dagegen nur geringe Bedeutung zu, da die Richter sich an den einschlägigen Mythologemen über die »Mitschuld« des Opfers an der Tat orientierten. Die Täter selbst waren in der Regel verheiratet und im Schnitt 27 Jahre alt. Die Richter werteten in Frankreich Vergewaltigungen auch im Blick auf ihre Folgen für das »Ansehen« der Wehrmacht und verhängten in der Tendenz gravierende Zuchthausstrafen. Im Hinblick auf den Krieg in der Sowjetunion stellte das Oberkommando des Heeres im Juni und Juli 1940 dagegen in zwei Erlassen klar, daß Sexualverbrechen keine schwerwiegenden Verstöße gegen die Mannszucht darstellen würden und deshalb nicht mit voller Schärfe des Gesetzes bestraft werden sollten. Die Gerichte griffen dies auf und lassen dort in ihren Urteilen eine deutliche Tendenz erkennen, Sexualverbrechen zu »bagatellisieren« (S. 331). Bei der Strafzumessung und der Strafvollstreckung orientierte man sich im übrigen auch an den militärischen Erfordernissen. Hart bestraft wurden, mit Blick auf den Schutz der Frauen im deutschen Heimatgebiet, vor allem Wiederholungstäter und solche mit einschlägigen Vorstrafen. Todesurteile wegen dieses Delikts gab es, in einem Korpus von 12.000 überlieferten Todesurteilen der Wehrmachtsjustiz, nur 31 Mal, also sehr selten.

Im Kern ergibt sich die These, daß trotz der beschriebenen Tendenz zur Bagatellisierung von Sexualverbrechen nicht »automatisch« der Schluß gezogen werden könne, sexuelle Gewalt sei für die Wehrmacht ein strategisches Mittel zur Demoralisierung und Terrori-

sierung der Zivilbevölkerung gewesen (S. 335). Die Analysen und die Thesenbildung von Birgit Beck sind gründlich, umsichtig und überzeugend. Die These von Vergewaltigungen als einer gezielten militärischen Strategie muß für die Wehrmacht zu den Akten gelegt werden. Was zum Thema der sexuellen Gewalt während des Zweiten Weltkrieges anhand ihres Niederschlages in den militärgerichtlichen Verfahren zu sagen ist, ist hier in vorbildlicher Weise gesagt worden. Aber mit Blick auf das Dunkelfeld heißt es noch in der Zusammenfassung, hier seien »noch grundlegende Forschungen nötig« (S. 334). Um dieses Dunkelfeld zumindest in den Umrissen zu konturieren und zugleich die sexuelle Gewalt in die männerbündische Gruppenkultur der Wehrmacht einzuordnen, hätte es jedoch noch anderer Quellen als der Gerichtsakten bedurft. Neben weiteren Truppenakten ist dabei nicht zuletzt an Zeugnisse aus der Perspektive der weiblichen Opfer zu denken, die sich zum Beispiel im United States Holocaust Museum in Washington D.C. in großer Zahl finden und bei entsprechender Quellenkritik weiterführende Ergebnisse erwarten lassen. Mit einem überschaubaren Rechercheaufwand hätte die Verfasserin die Fragestellung und den Ertrag ihrer Studie in diese Richtung erweitern können. So bleibt es bei einer grundlegenden Studie zur sexuellen Gewalt im Spiegel der Militärjustiz und hier vor allem der Spruchpraxis der Militärrichter, welche den Weg für weitergehende Forschungen bahnt, ihn aber selbst nicht bis zu Ende gegangen ist.

Benjamin Ziemann, Bochum

Antje Kapust: **Der Krieg und der Ausfall der Sprache**

Teil 1, München: Wilhelm Fink Verlag 2004 (=Übergänge; 51), 380 Seiten, gebunden, EUR 50,00, sFr 86,00 (ISBN 3-7705-3986-9)

Das phänomenologische Denken wird heute nicht selten als »Verrätselung« abgetan. Die phänomenologische Methode, jenes Aufschlüsseln von Bedeutungen durch ein Nebeneinanderschalten oder Parallelstellen unterschiedlicher Bedeutungsdimensionen, nicht selten als ein immanentes Insichkreisen kritisiert, daß

durch die nicht aufhörenden Verschaltungen die eigentliche »Ordnung der Dinge« verkenne.

In der nun mit dem ersten Teil vorliegenden Arbeit der Philosophin Antje Kapust wird neben dem Mut zur Weite und zur Interdisziplinarität des Untersuchungskontexts (philosophische, anthropologische, soziologische, politische, psychologische Kontexte und Theorien) vor allem eines deutlich: allein solche Verschaltungen, die nicht aufhörenden Konfrontationen von Bedeutungsdimensionen können ermöglichen, daß wir uns den immanenten Ordnungen selbst zu schnell ergeben und die Macht dieser Definitionen unterschätzen.

Dabei steht Kapusts Arbeit nicht in der Tradition methodischer Verweigerungen, wie sie Jacques Derrida oder Jean-François Lyotard (»Der Widerstreit«) eingefordert haben. Ihr Schwerpunkt ist schon der Versuch, die Tragfähigkeit des phänomenologischen Arbeitens zu beweisen. Zugleich aber ist die Studie kritisch, politisch – und aktuell. Die Aktualität der Arbeit liegt vor allem darin, daß sie die Linien aktuellen Denkens über Krieg, die kaum hinterfragten Rationalitäten und Irrationalitäten in unseren Bildern von Krieg kohärent als Sprache der Gewalt selbst entlarvt.

Ausgangsfrage der Studie ist es, angesichts der Beobachtung, daß »Krieg zumeist immanent definiert [wird] – als Reaktion auf eine Bedrohung, als Eskalation eines Konfliktes, als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln«, zu fragen, »inwiefern nicht möglicherweise ein anderer Sachverhalt eine entscheidende Rolle spielen könnte, und zwar der Umstand, daß sich Krieg auf den Ruinen und Perversionen eines Sprechens errichtet.« (S. 7)

Zur Analyse des Sprechens über – und im – Krieg werden eingangs zwei Analysefolien entwickelt: Karyatiden (Stützpfeiler) und Eklipsen (Ausblendungen).

Doch während für jeden Diskurstheoretiker ein solches (binäres) Analyseschema goldene Basis für eine Erörterung und Typisierung der Wissensmuster wäre, reflektiert die Studie von Antje Kapust zu jeder Kategorisierung sofort den Konstruktionscharakter dieses Wissens mit, die Verankerung der jeweiligen Muster im Bewußtsein. Methodisch geschieht dies mit dichten Ineinanderführungen unterschiedlicher Analysefragen und -folien (Gestalt und Gravur;

Position, Perspektive und Orientierung; imaginative, narrative und fiktionale Prozeßhaftigkeit; Logos und Polemos...), thematisch mit einer unbestechlichen Hartnäckigkeit, die Negierungen des Anderen (des Opfers) im Sprechen von und im Krieg deutlich zu machen.

Genau dies ist auch das besondere Verdienst des Buches, das sich nicht damit begnügt, semiologische Konstruktionen zu typisieren und die Analyse der semantischen Felder mit einer Erörterung der jeweiligen (sozio-historischen) Gestalt des Krieges zu konfrontieren, sondern konsequent sowohl die Perspektive der Intention des Sprechers nicht aus dem Auge läßt – das heißt, grundsätzlich von einer Intention auszugehen und sie diskutierbar zu machen! – als auch ebenso grundsätzlich die Perspektive des Opferwerdens, der Verletzungen und der Ausgrenzung des Anderen einbezieht.

Das Buch selbst folgt einem klaren Aufbau: Der Aufgabenstellung in der Einleitung folgend werden im ersten Kapitel anhand dreier Stichworte (Exposition, Pharmakologie, Matrix) die Grundfragen, Perspektiven und Aufgaben der Arbeit komprimiert deutlich. So die Beobachtung, daß die Sinndeutung des Krieges alle Bereiche des Denkens oder Bewußtseins, der Formen von Gemeinschaft/Gesellschaft sowie dann der Orientierungen einer Humanität beeinflussen. Im zweiten Kapitel werden anhand des Konzepts der »Pendulumbewegungen« zentrale Deutungen von Einordnungen der Gewalt des Krieges geprüft: Lesarten wie die Vergesellschaftung des Krieges, einer Modernität der Gewalt oder ihres regressiven Charakters, die Figuren Kreation und Destruktion. Besonders anregend ist die Fülle des behandelten Materials, das sich nicht allein auf philosophische Werke bezieht, sondern auch Werke der Literatur und Politikwissenschaften, Neuen Geschichte und Militärgeschichte oder der Friedens- und Konfliktforschung berücksichtigt.

Im dritten Kapitel wird in dieses Analysefeld die Figur des Menschen einbezogen und philosophische, psychologische oder politische Positionierungen von Handlung und Verletzt-Werden erörtert. Im vierten Kapitel wird unter dem Titel »Die Matrix des Krieges« eine korrespondierende Analyse von Bedeutungsfeldern des Krieges und der Negierung des Anderen

geprüft. Dabei wird gerade in diesem Kapitel deutlich, warum die Arbeit einen Schritt weiter geht, als sich allein auf die Analyse der Wissensmuster zu beschränken: es sind die stetigen Hinweise darauf, daß solche Wissensmuster Handlungen auslösen, daß sie handlungsmächtige Intentionen bestimmen, die die Überlegenen prägen.

Im fünften Kapitel wird dezidiert das Verhältnis von Krieg und Sprache, genauer: die Genese des Krieges aus sprachlichen Ursprüngen untersucht. Besonders zentral ist der Aufweis, wie anhand der sprachlichen Konstruktion von Krieg als Aspekt der zwischenmenschlichen Konfrontation, dann der Konfrontation von Gegnern, Mobilisierungen möglich werden, ferner wie die Formalisierung des Sprechens über Krieg den Ausfall des Sprechens zum Anderen aus der Handlungssituation bedingt.

Vielleicht irritierend erscheint, daß trotz der unnachgiebigen Analyse, daß die Gewalt des Krieges »die schöpferische Funktion des politischen Wortes« ersetzt, trotz der Analyse der schöpferischen Funktionen des Krieges und der Verführung der kriegerischen Versprechen, die Autorin diese Versprechen konsequent als symbolisch und die Gewalt konsequent als Verrat an der Humanität deutet. Man mag hier einen naiven oder trotzigen Glauben an das »Gute« menschlicher Existenz sehen – und wäre damit womöglich genau in jene Falle gelaufen, die Kapust konsequent zu umgehen sucht: nämlich in die Falle der Verführung, die Gewalt einer normativen Definition zu unterziehen, sie als zivilisatorisch oder antizivilisatorisch in die Sozialität des Menschen grundsätzlich einzuschreiben. Denn insbesondere auf der Grundlage solcher normativer Definitionen basiert die legitimatorische Konzentration auf die »Funktion« und »Funktionen« von Krieg sowie die Verdrängung eines den Anderen integrierenden Sprechens.

Über Krieg sprechen heißt immer, die Sprache der Täter sprechen, so könnte man aus einer nicht-philosophischen Perspektive als Resümee formulieren. Über Krieg sprechen heißt, in jenen Konstruktionen zu sprechen, die den Krieg ermöglichten, dies wäre ein Resümee aus politikwissenschaftlicher Perspektive. Über Krieg sprechen, so eine der abzulei-

tenden Orientierungen für die Gegenwartphilosophie, kann sich nicht nur auf die Ideengeschichte von Feindschaft, Macht und Gewalt konzentrieren, sondern muß sich auch der strategischen semantischen Ausgrenzung des Anderen stellen. Der Heideggerschen Entschlossenheit, dem Jüngerschen Primat der politischen Tat steht hier die Kritik an der Handlung gegenüber und der nachhaltige Hinweis, daß Rationalität die ihr inne wohnende Logik selbst verfaßt.

Sicherlich muß man das Buch insgesamt lesen, um an vielen Einzelgedanken zu erkennen, wie konträr die Erörterungen zum gegenwärtigen Denken in der Philosophie stehen – dessen Orientierungen zurück zu Kultur, Sinn und Sein nicht zu leugnen sind. Dabei kann man die Studie, der man an vielen Stellen anmerkt, wie schwer es der Autorin gefallen ist, sich zu beschränken – ein Buch, das sogar ein wenig atemlos endet –, auch als Nichtphilosoph mit Gewinn lesen. Erlaubt sei, anzumerken, daß trotz des hohen akademischen Niveaus der Arbeit ein Engagement der Autorin deutlich spürbar ist. Vielleicht ist es sogar dieser Leitfaden, der letztlich auch die Qualität der Arbeit ausmacht – aber wohl auch überhaupt den Mut, die Fragestellung in dieser Komplexität an das abendländische Denken in seiner Konzeption und seiner aktuellen Gegenwart zu richten.

Kristin Platt, Bochum

Tomasz Kizny: **Gulag**

Hamburg: Hamburger Edition, 495 Seiten, gebunden, Eur 49,00, sFr 84,00 (ISBN 3-930908-97-2)

Das dicke Haar ist nach hinten gekämmt. Zwei Falten liegen auf der Stirn. Die rechte Augenbraue ist etwas hochgezogen. Falten führen von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln. Der Mund ist geschlossen; Bartstopfeln umgeben die Lippen, reichen bis zu den Ohren. Vom Hals ist kaum etwas zu sehen. Unter der Jacke guckt der Hemdkragen hervor. An der Jacke ist eine Nummer befestigt: 747.

747, das ist Wadim Jossowitsch Werbitski. Geboren 1897, erschossen 1929. Er gehörte zu jenen, die das, was nach Alexander Sol-

schenizyns Werk unter dem Wort »GULAG« einer größeren Öffentlichkeit bekannt wird, nicht überlebten. Sein Foto aber hat die Zeit überdauert und ist so Teil einer Neuerscheinung dieser Tage geworden: »GULAG«, das Kürzel für »Glawnoje Uprawlenije Lagerej«, für »Hauptverwaltung der Lager«, lautet nämlich auch der Titel des Bildbandes von Tomasz Kizny.

17 Jahre hat der Fotograf und Journalist damit zugebracht, Bilder zu sammeln – in Polen, der UdSSR und Russland. Es sind Archiv-Bilder, Privatfotos von früheren Häftlingen und nicht zuletzt seine eigenen Fotografien, die den Bildband füllen. Auf fast 500 Seiten liefert Kizny eine Sammlung von Fotos, die sieben Stationen des Gulag zu dokumentieren suchen. So werden zunächst Fotografien aus der näheren Vergangenheit abgebildet (aus den Jahren 1923 bis 1956). Demgegenüber stehen unter der Überschrift »Spuren« zeitgenössische Fotografien – Kiznys eigene Bilder, die Ergebnisse seiner Recherchen. Zwischengeschaltet ist (mit einer Ausnahme) die sogenannte »Historische Notiz«. Sie enthält beispielsweise Angaben zur Anzahl der Strafgefangenen und deren Arbeitseinsätzen, Zitate aus Beschlüssen der Lagerleitung sowie Daten, die mit markanten Ereignissen oder Entwicklungen des jeweiligen Lagers in Zusammenhang stehen. (Damit ähnelt die »Historische Notiz« den einleitenden Aufsätzen zu den einzelnen Unterkapiteln – Solowezki, Der Belomorkanal, Die Waigatsch-Expedition, Theater im Gulag, Kolyma, Workuta, Die Todesstrecke.) Der »Historischen Notiz« folgen Zitate von Lagerinsassen oder dem Personal des GULAG, die stets Erschreckendes offenbaren. Die geschilderten Grausamkeiten zeugen von physischer und psychischer Ausbeutung.

Woher Kiznys Interesse am Gulag rührt, erwähnt er in seiner vorangestellten Danksagung nicht.

Von den Vorworten, derer es gleich drei gibt, ist besonders das von Sergej Kowaljow zu erwähnen, der sich nicht nur im Blick auf die Vergangenheit äußert, sondern auch den »langen Schatten des Gulag« in Augenschein nimmt. Er fordert, die Mentalität der Unterwürfigkeit abzulegen und die Grenzen der richterlichen Unabhängigkeit endlich zu

durchbrechen, um die Verantwortlichen, wenn auch nur symbolisch, zur Rechenschaft zu ziehen: »Dabei geht es weniger darum, diese Richter zu Gefängnisstrafen zu verurteilen, sondern rechtskonforme Urteile zu fällen. Im Namen einer gerechten Verurteilung ihrer Handlungen, indem man das Böse beim Namen nennt. Die Schuldigen könnten später amnestiert oder zu symbolischen Strafen verurteilt werden.« (S. 29)

Es ist, als wolle auch Kizny mit seiner Arbeit gegen das Verschleiern, Vergessen und Vergehen anarbeiten. Die Frage ist, ob er oder vielmehr ob die von ihm zusammengestellten Fotografien diesem Anspruch gerecht werden können.

Ist Authentizität schon durch das Medium »Bild« selber gegeben? Verändert sich das Bild nicht sogar im Auge ein und desselben Betrachters, wenn er ein zweites Mal darauf blickt? Was bleibt, ist stets die Frage nach der Vermittlungsleistung.

Natürlich bleiben Kiznys Bilder nicht ohne Aussage. Ein Beispiel hierfür sind die »von Hand nachkolorierten Fotografien« (S. 278), die Ausschnitte des Theaterdaseins im GULAG zeigen. Die Farbe macht noch unwirklicher, was sich dem Auge darbietet – allerdings nicht aussagekräftiger. Da hinterlassen die Häftlinge Grigori Asarow und Juri Osabtschi in ihren Clownskostümen trotz schwarz-weiß einen stärkeren Eindruck.

In selteneren Fällen gibt der Bildband auch Blicke auf die Täter frei. Dazu zählen die applaudierende, weil vom Häftlingstheater amüsierte Kommandantur eines Lagers in Usbekistan (S. 265), sowie Fjodor Eichmans und Eduard Skaja, die rauchend bei einem Kriegsspiel abgelichtet sind (S. 218/219).

Eine Vielzahl der Fotografien zeigt Gegenenden. Niemandsländ im Nirgendwo. – Aufnahmen aus dem Lageralltag zeigen Gefangene, die sich in Kolonnen durch Schneewehen mühen. Den Eindruck voranschreitenden Vergessenwollens im Hinblick auf den GULAG lösen vor allem die Bilder der »Spuren« aus: tote Gleise. Züge, die unvermittelt in dichtem Wald auftauchen. Kreuze oder einfach senkrecht in den Boden getriebene Pfähle – beide markieren Gräber – verschwinden beinahe völlig im überwuchernden Grün der Natur. Das

Sprichwort »Gras über eine Sache wachsen zu lassen« findet hier nicht nur im übertragenen, sondern auch im konkreten Sinn seine Berechtigung.

Der fehlende optische Focus ist Stärke – nicht etwa Schwäche – des Bildbandes, zumal er aus dem Zusammenhang der Arbeit, dem Sammeln, herrührt. Die Formate wechseln von doppelseitig bis zur Paßfotogröße. Mal sind es Einzelbilder, mal Fotostrecken, meist ohne Rahmen, manchmal aber auch schwarz eingefasst. Hoch- und Querformat werden frei kombiniert. Die Ausschnitte sind stets rechteckig, selten quadratisch.

Ergänzt werden die einzelnen Bilder durch die Bildunterschriften, mal knapp gehalten, mal mit ausführlicheren Informationen versehen, nicht selten durch Zitate fotografiertes Personen ergänzt.

Irgendwo dazwischen findet sich der Artikel zur »Schwarzen Mama«, einer Frau die zwölf Jahre lang freiwillig als Lagerärztin tätig war und dort mit einem Lagerhäftling zusammenarbeitete, den sie später, nach seiner Entlassung, heiratete. Der Satz »Gemeinsam retteten sie vielen Menschen das Leben« und die zwei in zehn Zeilen abgehandelten Beispiele für Schutz durch die »Schwarze Mama« reichen nicht aus. Was will Kizny hier vermitteln? Vielleicht den »Beweis« des Guten im Schlechten?

Tomasz Kizny liefert zum Teil eindrucksvolle, zum Teil verwirrende, zum Teil anrührende Bilder. Seine Leistung besteht in seinem Bemühen. Mehr ist schwerlich zu sagen, weil er seine Intention zurückhält. Wäre er ein Kowaljow, man wüßte deutlicher woran man wäre. Dennoch bleibt Kiznys fotografisch-dokumentarische Pionierarbeit zu würdigen: Ein Ausschnitt der »terra incognita«¹ des GULAG wird im Blitzlicht der Fotografie sichtbar. Die Aufnahme von Wadim Jossowitsch Werbitski ist dafür ein Beispiel. Der GULAG hat ein Gesicht – und tausende mehr.

Katja Grashöfer, Duisburg

1 Armanski, G.: GULag – Hinterhöfe des Stalinismus, in: Genozid und Moderne, hrsg. von M. Dabag und K. Platt, Opladen 1998.